



Ergebung.

Novelle.

(Beschluß.)

„Ich habe kein Vermögen, liebe Ursula,“ fuhr der Offizier fort, „besitze nichts, als meinen Degen. Da ich ferner noch im Beginn meiner Laufbahn stehe, so beläuft sich mein Gehalt nur auf einige hundert Francs, so daß wir uns beide manche Entbehrungen werden auferlegen müssen. — Ich habe auf Ihren Muth gerechnet. — Sie allein dürfen mir folgen. — Die Anwesenheit Ihrer Aeltern in unserer Wohnung würde eine unerträgliche Armuth veranlassen, es würde uns sogar an Brod fehlen.“

— „Meinen Vater, meine Mutter verlassen?“ rief Ursula.

„Verlassen Sie dieselben mit dem, was sie in diesem Häuschen besitzen; vertrauen Sie die Alten sichern Händen an und folgen Sie mir, Ihrem Gatten.“

— „Meinen Vater, meine Mutter verlassen!“ wiederholte Ursula, „wissen Sie nicht, daß sie nicht so viel haben, um leben zu können? daß ich arbeite, ohne daß sie es wissen, um den Mietzins für diese traurige Wohnung zu bezahlen? daß sie seit zwanzig Jahren nur von mir gepflegt worden sind?“

„Arme Ursula,“ entgegnete Moriz, „man muß sich in das Unvermeidliche fügen. — Sie hatten ihnen den Verlust ihres kleinen Vermögens verschwiegen; jetzt müssen sie es erfahren, da es sich nicht länger verschweigen läßt. Nichten Sie die Lebensweise der Alten nach dem ein, was ihnen geblieben ist, denn wir haben ihnen leider nichts zu geben.“

— „Ich soll mich entfernen, ohne sie mit mir zu nehmen? Das ist unmöglich. . . Ich sage Ihnen, ich muß für sie arbeiten.“

„Meine liebe Ursula,“ entgegnete Moriz, indem er die Hände der Geliebten in die seinigen nahm, „ich beschwöre Sie, lassen Sie sich durch Ihr zu edles Herz nicht irre leiten; überlegen Sie Alles wohl, blicken Sie der Wahrheit in das Angesicht. Wir weigern uns nicht, etwas zu geben, wir haben nichts zu geben. — Wir können nur allein leben, und auch nur, weil wir beide Muth und Kraft besitzen, zu entbehren.“

— „Ich kann sie nicht verlassen,“ sprach Ursula, indem sie mit dem tiefsten Weh im Herzen die beiden Alten ansah, welche auf ihren Sesseln eingeschlafen waren.

„Lieben Sie mich nicht, Ursula?“ fragte Moriz seine Verlobte.

Das arme Mädchen antwortete nur durch einen Strom von Thränen.

Moriz blieb lange Zeit bei ihr, sagte tausend süße Worte, erklärte ihr hundert Mal ihre Lage, überzeugte sie, daß das, was sie geträumt, unmöglich sei, ging in die Details der künftigen Existenz ihrer Aeltern ein und endlich entfernte er sich. Sie hatte ihn reden lassen, ohne ihm zu antworten.

Als Ursula allein war, stützte sie den Kopf in die Hand und saß stundenlang unbeweglich da. Ach, das Glück, das so spät zu ihr gekommen, hatte nur einen Augenblick mit seinem Glanze ihr Leben überstrahlt. Die süßen Träume, die Freunde aller jungen Seelen, hatten sich wieder eingesunden, um von Neuem zu scheiden. Das Vergessen, die Stille, das Dunkel nahmen wieder Besitz von diesem Leben, das ihnen das Glück einen Augenblick streitig gemacht hatte. — So verging die Nacht. Was geschah in der Seele des armen Mädchens? Gott hat es gesehen. Sie sprach nie davon.

Bei dem ersten Tageslichte erbebt sie, dann schloß sie das Fenster, das offen geblieben war, und bleich, zitternd vor Kälte und Unruhe, nahm sie Papier und eine Feder und schrieb:

„Leben Sie wohl, Moriz! — Ich bleibe bei meinem Vater und meiner Mutter. — Sie bedürfen meiner Pflege und meiner Arbeit. — Wenn ich sie in ihrem Alter verlassen wollte, würde ich sie umbringen. — Sie haben nur noch mich in der Welt. — Meine Schwester vertraute sie mir in ihrer Sterbestunde an und sagte: „Auf Wiedersehen, Ursula.“ — Ich würde sie nicht wiedersehen, wenn ich meine Pflichten nicht erfüllte.“

„Ich habe Sie sehr geliebt und werde Sie ewig lieben. — Mein Leben wird von nun an nur eine Erinnerung an Sie sein. — Sie waren gut und edel, aber ach, wir sind zu arm, als daß wir einander heirathen könnten. . . Ich habe es gestern eingesehen. . . Leben Sie wohl. — O, es gehört großer Muth dazu, diese Worte zu schreiben. — Ich wünsche, daß es Ihnen im Leben wohl gehen möge. — Eine Andere, Glücklichere, wird Sie lieben. — Es ist so leicht, Sie zu lieben! — Indes, vergessen Sie die arme Ursula nicht ganz. — Leben Sie wohl, mein geliebter Freund. Ach, ich wußte es wohl, daß ich nicht glücklich sein konnte!

Ursula.“

Ich kürze die Erzählung ab. Ursula sah Moriz wieder, sah mich wieder. Aber alle unsere Bitten blieben vergebens. Sie wollte ihre Aeltern nicht verlassen, — Ich muß für sie arbeiten, sagte sie. — Vergebens sprach ich von der Liebe meines Freundes Moriz und von ihrem eigenen Glück. Vergebens erinnerte ich sie mit einer gewissen Grausamkeit an ihr Alter, an die Unmöglichkeit, auf irgend eine andere Weise ihr Schicksal zu ändern. — Sie weinte bei meinen Worten und benetzte mit ihren Thränen die Arbeit, die sie nicht aus der Hand legen wollte. Lise entgegnete sie sodann: „Sie würden sterben; ich muß für sie arbeiten.“ — Sie verlangte, daß wir ihrer Mutter nichts sagen sollten, und die, für welche sie das große Opfer brachte, haben nie etwas davon erfahren. — Eine fromme Lüge täuschte sie über die Ursache der Nichtverheirathung ihrer Tochter. Ursula nahm ihren Platz am Fenster wieder ein, begann ihre Stickereien wieder und arbeitete ohne Unterlaß.

Ach! Moriz von Erval besaß eines jener klugen und gemessenen Herzen, die selbst der Hingebung Schranken setzen und eine erhabene Thorheit nicht begreifen können. Manche Liebe bedarf eines sehr leichten Weges. Kommt eine Schranke, ein Hemmiß, gleich einer Prüfung, so verlieren sie den Muth, und damit schwindet auch die Liebe.

Moriz bat und weinte lange, endlich fühlte er sich verletzt, verlor den Muth und reisete ab.

Eines Tages, als Ursula an dem Fenster saß, wie gewöhnlich, hörte sie lustige Militairmusik und schwere taktmäßige Schritte. Das Regiment verließ die Stadt. Ursula zitterte. Die Musik verklang allmählig und mit ihren Tönen schwand auch die letzte Hoffnung des unglücklichen Mädchens. Sie ließ ihre Stickerei auf die Knie sinken und verbarg ihr Gesicht mit den Händen. Durch die Finger rannen einige Thränen. — So blieb sie sitzen, so lange sie die Musik des Regiments hören konnte; dann nahm sie ihre Arbeit wieder.

Am Abend dieses Tages der ewigen Trennung, an dem Tage, da das große Opfer gebracht wurde, setzte sich Ursula, nachdem sie ihre Aeltern zu Bette gebracht, neben ihre Mutter nieder, neigte sich über sie, ergriff ihre Hand und flüsterte mit bewegter Stimme:

„Mutter, Du liebst mich, nicht wahr? Meine Anwesenheit thut Dir wohl? Meine Pflege erfreuet Dich? Nicht wahr, Du möchtest nicht von mir getrennt werden?“

Die Blinde drehete sich nach der Wand um und sagte:

— „Lieber Gott, Ursula, ich bin müde. Laß mich doch ruhen.“

Das Wort der Liebe, das sie als einzigen Trost für ihr schmerzliches Opfer erbeten hatte, wurde nicht ausgesprochen. Die alte Blinde schlief ein, während sie die Hand der Tochter zurückwies. Da sank die Arme vor dem Christusbild an der Wand auf ihre Kniee und betete und weinte lange.

Ursula wurde von da an noch bleicher, noch stiller, noch ruhiger als sonst. — Die neuen Thränen haben die letzten Spuren ihrer Jugend und Schönheit hinweggenommen. Sie alterte in

wenigen Tagen sehr. Sie konnte Niemanden mehr gefallen, und sie wünschte es auch nicht. „Alles ist vorbei!“ sprach sie, und diesmal hatte sie Recht.

Man hörte von Moriz von Erval nichts wieder. — Ursula hatte ihm gefallen, wie ein schönes Bild; als er sich entfernte, erbleichten die Farben desselben und dann — vergaß er es ganz. Mein Gott, wie vieles vergift man im Leben. Warum hat der Himmel, der zugab, daß in vielen Herzen die Liebe erlischt, wenn sie den geliebten Gegenstand immer sehen, nicht wenigstens denen, die von einander scheiden müssen, die Fähigkeit gegeben, einander lange zu beweinen? Gott, das Leben, das Du gegeben hast, ist oft recht traurig.

Ein Jahr nach jenen Ereignissen wurde die Mutter Ursulas krank. — Ihre Krankheit gehörte nicht zu denen, gegen welche es Heilmittel giebt; das Leben entwich, erlosch allmählig. Ursula wachte und betete an dem Bette ihrer Mutter und nahm dann den letzten Seufzer mit ihrem letzten Segen auf. — „Nun ist die Reihe an Dir, Martha,“ sagte Ursula leise, „die Mutter ist jetzt bei Dir; geleite sie in den Himmel.“

Dann kniete sie neben dem Greise nieder, der allein noch lebte. Sie legte ihm Trauer an, ohne daß er es zu bemerken schien, aber am zweiten Tage nach dem Tode der armen Blinden, als man den Sessel wegnahm, auf dem sie so viele Jahre neben ihrem alten Gatten geseßen hatte, sah der Greis sich um und rief: „Meine Frau!“

Ursula redete mit ihm und suchte ihn zu zerstreuen; er wiederholte nur: „Meine Frau!“ Und zwei Thränen rannen ihm über die Wangen. Abends brachte man ihm seine Nahrung, aber er wendete das Gesicht ab und sagte mit traurigem Tone, die Augen auf den leeren Platz gerichtet, noch ein Mal: „Meine Frau!“

Ursula versuchte in ihrer Verzweiflung Alles, was ihr ihr Schmerz und ihre Liebe eingaben; der schwach sinnige Greis neigte sich unablässig nach der Stelle, wo der Sessel der Blinden gestanden hatte, wies alle Nahrung von sich, sah Ursula mit gefalteten Händen an und wiederholte, wie ein Kind, das bittet, um das Gewünschte zu erhalten: „Meine Frau.“

Einen Monat darauf starb er.

In den letzten Augenblicken, als der zu ihm gerufene Geistliche versuchte, die Gedanken des Greises zu Gott zu wenden, seinem Schöpfer, glaubte er einen Augenblick, der längst fast verstorbene Geist flackere noch einmal auf, wie ein ganz verlöschendes Licht, denn der Greis faltete die Hände und blickte zum Himmel empor; aber er rief zum letzten Male: „Meine Frau!“

Als man den Sarg ihres Vaters aus dem kleinen grauen Hause hinausstrug, flüsterte Ursula: „Mein Gott, ich habe es verdient, daß sie noch länger gelebt hätten.“

Und sie blieb allein auf immer.

— Ich mußte die kleine Stadt und Ursula verlassen. — Ich reisete. — Tausend Ereignisse kreuzten sich in meinem Leben, ohne die Geschichte des armen Mädchens aus meiner Erinnerung

zu verwischen. Ursula hörte auf, mir zu schreiben, und ich verlor ihre Spur ganz und gar.

Was ist aus ihr geworden? Lebt sie noch? Ist sie gestorben?

Das arme Mädchen hat nie Glück gehabt; ich fürchte, sie lebt noch immer.

## Albine.

Nach Alexander Dumas.

### I.

Es war im September 1789; der Boden Europas zitterte noch von dem Sturze der Bastille und im Schlosse Eppstein fürchtete man sich sehr, denn der Besitzer, der alte Graf Rudolph, ist dem Kaiser ganz ergeben, der Frankreich den Krieg erklären wollte.

Indes nicht blos politische Sorgen beugten den Grafen an dem Tage, an welchem unsere Geschichte beginnt. In dem großen Saale seines Schlosses saß neben ihm gesenkten Hauptes seine Frau und Thränen rannen über die hageren Wangen der Gräfin. Der Graf weinte nur inwendig.

Beide waren schöne, edele, alte Köpfe. Sie beriethen sich ernst und traurig mit einander.

„Es muß verziehen werden,“ sagte die Mutter.

— „Kann ich es?“ antwortete der Vater. „Sähe uns Niemand, so würde ich Conrad und seine Frau in meine Arme schließen, aber der Adel! Es richten sich so viele Blicke auf uns; wir müssen der Welt ein strenges Beispiel geben. Ich habe Conrad aus dem Hause gewiesen; er wird mir nicht wieder vor die Augen treten, wir werden ihn nicht mehr umarmen, Gertrude.“

„Ich würde diese Strenge begreifen,“ entgegnete die Mutter schüchtern, „wenn Conrad unser ältester Sohn wäre, aber Maximilian wird ja einst das Haupt des Hauses Eppstein werden.“

— „Conrad ist nichts desto weniger auch ein Eppstein.“

„Wird er Deinen Zorn überleben?“ wagte die Gräfin zu bemerken.

— „So wird er früher da wieder zu uns kommen, wo die Väter ihre Kinder immer umarmen können.“

Er schwieg, denn er fürchtete, wenn er noch ein einziges Wort hinzusetzte, in Thränen zu zerfließen wie seine Gattin.

Nach kurzer Pause wurde an der Thüre angeklopft und ein alter Diener des Hauses, Daniel, trat herein.

„Der junge Herr Max wünscht einen Augenblick mit seinem Herrn Vater zu sprechen.“

— „Laß meinen Sohn eintreten,“ antwortete der Graf.

„Dieser,“ fuhr der alte Graf bitter fort, als Daniel sich wieder entfernt hatte, „dieser entehrt sich in meinem Herzen; er vergißt gut und brav zu sein, er erinnert sich aber immer, daß er Graf ist; er ist adelig im Aeußern, wenn auch nicht in seinen Gesinnungen; er ist mein würdiger Erbe.“

„Während Conrad nur Dein würdiger Sohn ist,“ entgegnete die Gräfin.

Alle Spuren der Nothheit waren in dem Gesichte Maximilians in diesem Augenblicke wenn nicht ganz verwischt, doch sehr gemildert, weil er sich vollkommen zu beherrschen verstand. Er kniete vor dem Grafen, seinem Vater, nieder, küßte ihm und der Mutter die Hand und wartete dann schweigend, daß der Greis ihn anrede.

Der Graf Maximilian war ein Mann von von etwa dreißig Jahren, mit finstrem, stolzem Gesichte und von hohem kräftigem Wuchse. Seine Züge sprachen in den gewöhnlichen Lebensumständen weniger Klugheit als Kühnheit aus. Man sah es ihm an, daß er einen unbeugbaren Willen besaß. Was er wünschte, führte er meist sogleich in Thaten aus. Mit Mühe vermochte man seinen fecken festen Blick zu ertragen. Man sagte, wenige Hindernisse vermöchten gegen seinen Zorn Stand zu halten, wie er selbst seine ungestüme Natur nicht bändigen konnte.

Der Graf Maximilian konnte, wie erwähnt, etwa dreißig Jahre alt sein, aber schon zogen vorzeitige Runzeln sich über sein Gesicht, auf welchem die Sorgen des Ehrgeizes ihre verzehrende Spur zurückgelassen hatten. Er besaß eine jener breiten Stirnen, die hohl klingen, ob sie gleich von Ehrgeiz voll sind. Seine gebogene Nase und seine dünnen Lippen trugen nicht wenig zu dem gebieterischen Aussehen bei, das an ihm auffiel. Die Runzeln seiner Augenbrauen, und er zog sie oft zusammen, waren schrecklich, während sein Lächeln, und er lächelte selten, das falsche berechnete Lächeln des Höflings war. Mit einem Worte, sein Körper wie seine Seele verriethen Kraft und Kühnheit, aber keine wahre Größe; Kälte aber keine Ruhe; Verachtung aber keine Milde. Er war ehrgeizig, nach der Art des Pater Joseph, nicht nach jener Wallensteins, und man errieth auf den ersten Blick, daß er seine Demuth vor den Großen durch Hochmuth den Kleinen gegenüber ausglich.

„Geh ich Dich anhöre, mein Sohn,“ sprach Graf Rudolph ernst, „habe ich eine neue Klage gegen Dich zu erheben. So lange Du jung warest, hatten wir Nachsicht, indem wir Deine Vergehen Deiner Jugend zuschrieben, aber Du wirst älter, Maximilian. Wenn Gott Dir Deine Gattin genommen, so hat er Dir Deinen Sohn gelassen. Max, Du bist Vater; Du wirst, ich fühle es, bald der Herr und Besizer aller unserer Güter und der Vertreter unserer Ahnen werden; ist es nicht Zeit, daß Du Dich ernst zu Deiner Bestimmung vorbereitest und über Deine Lebensweise wachest, welche in der Umgegend bereits so großes Aergerniß gegeben, hier in diesen Mauern so großen Kummer bereitet hat?“

„Vater,“ entgegnete Maximilian, „Sie scheinen auf die Klagen der Bauern immer mit zu großer Nachsicht gehört zu haben; ich bin Edelmann, liebe das Vergnügen und die Spiele des Löwen sind nicht die des Lammes, aber ich habe mir nie etwas vergeben. Der Ehre meines Namens wegen habe ich mich drei Mal geschlagen, und was das übrige betrifft, so besitze ich

allerdings kein sehr enges Gewissen. Was soll ich von Neuem verbrochen haben? Klagt man wieder, daß ich auf der Jagd ein Getreidefeld zertreten?"

„Mein Sohn, Du hast die Tochter des Amtmanns von Alpönig entehrt.“

— „Das ist leider wahr,“ entgegnete Maximilian mit einem Seufzer, „aber mein edeler Vater sollte auf solche Dinge nicht achten; er weiß ja, daß ich mich nie, wie mein Bruder Conrad, so weit erniedrigen werde, ein bürgerliches Mädchen zu heirathen.“

„Das fürchte ich allerdings nicht,“ unterbrach ihn der Greis mit trauriger Ironie.

— „Nein, was aber fürchten Sie?“ fuhr Maximilian fort; „das Aergerniß, wie Sie eben sagten? Darüber können Sie sich beruhigen. Es ist ein schreckliches Unglück geschehen; das arme Gretchen ging gestern allein am Main spazieren; wahrscheinlich wollte sie eine Blume pflücken, der Fuß glitt ihr aus und sie stürzte in den Fluß. Diesen Morgen hat man die Leiche gefunden. Ich bin in Verzweiflung über diesen traurigen Todesfall. Ich liebte Gretchen sehr und habe sie, vergehen Sie mir, Vater, beweint; aber über die Folgen dieser Thorheit können Sie, wie Sie sehen, ruhig sein.“

Die Mutter hob die Augen und Hände gen Himmel und bat ohne Zweifel Gott und Gretchen um Verzeihung für ihren Sohn, der nicht wisse, was er gethan. Nach einer Pause fuhr der alte Graf fort, der staunend dagestanden hatte:

„Du hattest mir etwas zu sagen?“

— „Ja, Vater, ich möchte Sie um eine Gnade bitten; nicht für mich, der ich nie Ihren Zorn auf mich geladen, sondern für meinen Bruder Conrad, der vielleicht wohl schuldig, aber auch recht unglücklich ist.“

— „So zeigst Du Dich als guten Bruder!“ rief die Gräfin hocherfreut aus.

— „Ja, Mutter,“ fuhr Maximilian fort, „Sie wissen es, ich liebe Conrad; er besigt ein schwaches, aber sonst vortreffliches Herz, und er hat mir stets wie seinem Gebieter nachgegeben: ich brauchte nie eifersüchtig auf ihn zu sein. Es ist nicht seine Schuld, daß er sich besser zu einem Professor der Philosophie, als zu einem Soldaten paßt. Ich weiß, daß sein Vergehen etwas stark ist; insgeheim ein bürgerliches Mädchen zu heirathen, bloß weil er sie liebte, ist eine Dummheit, ich gebe das zu, aber kein Verbrechen; die Kleine ist sehr hübsch und wird den ehelichen Conrad, dessen erste Liebe sie war, mit ihren Zaubersprüchen umschlungen halten. Uebrigens hat die Sache auch weniger Bedeutung, als wenn ich gethan hätte, was er that, da ich das Haupt der Eppstein bin. Ich weiß wohl, daß der Kaiser zürnen wird, wenn er erfährt, daß Sie eine solche Mißheirath gebilliget, aber ich werde selbst nach Wien reisen und ihn besänftigen. Wir stellen ihm vor, der Vater der jungen Frau sei ein alter Soldat, und mit der Zeit vergißt man die

Geschichte. Nur mir würde einiger Nachtheil daraus entstehen, aber aus Freundschaft für Conrad nehme ich gern alle Folgen auf mich. Verweisen Sie also Conrad mit seiner Frau nicht nach Frankreich; lassen Sie beide bei uns; er ist so still und wird uns nicht stören. Auch liebt er ja Sie und die Mutter so sehr und wird sich von dem Vaterlande nur mit blutendem Herzen losreißen können. Eine Verbannung ist für ihn gewiß fast ein Todesurtheil.“

„Du thust Deine Pflicht, Maximilian, wenn Du für Deinen Bruder bittest; ich thue die meinige, wenn ich Dein Gesuch abschlage. Conrad will von dieser Verbindung nicht zurücktreten?“

— „Ich muß gestehen, in diesem Punkte ist er unbeugsam. Ich halte es für ganz nutzlos, mit ihm darüber zu sprechen.“

„Würde mir der deutsche Adel verzeihen, wenn ich schwach genug wäre, nachzugeben?“

— „Gewiß nicht; aber Sie werden doch wenigstens Conrad selbst sehen und hören wollen?“

„Das ist nicht möglich,“ antwortete der alte Graf, der von seiner Liebe überwältigt zu werden fürchtete.

— „So muß ich um Verzeihung bitten, denn ich selbst habe Conrad gebeten, hierher zu mir zu kommen. Er soll sich nicht entfernen, ohne Ihr Angesicht noch einmal gesehen zu haben. Ohne Zweifel ist er schon da; er kommt. Lassen Sie ihn eintreten, Vater.“

„Mein Herr und Gemahl,“ sagte die Gräfin zu ihrem Gatten, „wenn ich immer eine liebevolle und gehorsame Frau gewesen bin, so gestatte mir das höchste Glück, mein Kind noch ein Mal zu sehen.“

— „So mag es darum geschehen, Gertrude! Aber keine Schwachheit!“

Der Graf Rudolph winkte, Maximilian eilte nach der Thür und öffnete sie Conrad, der schweigend in einiger Entfernung vor seinem Vater auf die Kniee sank.

Die beiden Brüder konnten einander nicht ungleicher sein. So stark und entschlossen Maximilian war, so schwächlich und sanft schien Conrad zu sein. Sein blasses, von blonden Locken umwaltetes Gesicht, mit den lebhaften großen braunen Augen bildete den grellsten Contrast mit den eckigen Zügen, der braunen Farbe und der ganzen Plumpheit des Gesichtes Maximilian. Dieser erregte fast Furcht und Grauen, jener gefiel sofort. Es war ein großartiges Familiengemälde: Der ältere Bruder, unbeweglich dastehend, als ziemlich gleichgiltiger und ruhiger Zuschauer einer Scene, die seine berechnete Milde vorbereitet hatte, der jüngere Bruder, Conrad, tief bewegt, zitternd, aber aufrecht erhalten durch einen Gedanken, der eben so viele Blitze als Thränen in seine Augen rief.

(Fortsetzung folgt.)